

Christine Neder

WENIGER IST MEER



Wie eine junge Familie die
Freiheit suchte und das Glück
in Portugal fand



ulstein

Christine Neder

WENIGER IST MEER

Wie eine junge Familie die
Freiheit suchte und das Glück
in Portugal fand

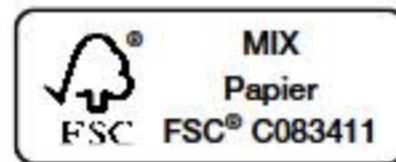
Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2023

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Bildinnenteil: Christine Neder (Nr. 1–12, 14–17, 20, 22–24, 28–29),

Pedro Galvão (Nr. 13, 18, 27),

Mathias Fernandes – @mathias.explores (Nr. 19, 21),

Carrie Oh Photography / www.carrieoh.com (Nr. 25, 26)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Dante MT Pro

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06798-8

*Für Paul, Alma und Boris.
Meine Liebe, meine Seele und mein Herz.*

INHALT

Vorwort 9

Prolog 11

AUFBRUCH

Wann hast du dich das letzte Mal frei gefühlt? 19

Was bringt dich aus dem Gleichgewicht? 29

Was würdest du gerne anders machen? 31

AUSZEIT

Für was bist du dankbar? 41

Was ist das Gegenteil von Sehnsucht? 53

Was würdest du tun, wenn alles möglich wäre? 86

AUSWANDERN

Was brauchst du für ein richtig gutes Fundament im Leben? 99

Was ist dir wirklich wichtig? 124

Was gibt dir Energie? 143

ABSCHIED

Welche Eigenschaft muss für dich eine Heldin,
ein Held haben? **163**

Wann warst du das letzte Mal so richtig traurig? **176**

Was denkst du über Abschiede? **189**

ALLTAG

Wie schaffst du es, ruhig zu bleiben? **209**

Wer sind deine guten Freunde? **232**

Welche Entscheidungen hast du mit dem Herzen
getroffen? **248**

Epilog **257**

Danksagung **269**

VORWORT

2016 habe ich das Seminar *The Anatomy of Story* vom Bestsellerautor John Truby besucht. Der Workshop lehrte, wie man eine richtig gute Geschichte schreibt. Ein Satz von John Truby ist mir besonders im Gedächtnis geblieben: »Schreibe ein Buch, das *dein* Leben verändert.« Damit meinte er, ich solle ein Buch schreiben, für dessen Thema ich brenne, in dem in jedem Wort Leidenschaft steckt. Ein Buch, durch dessen Schreiben sich mein Leben verändert.

Und das tat ich dann auch: Ich begann, die Geschichte von meinem Leben aufzuschreiben. Eine Geschichte mit den schönsten und schrecklichsten Höhenflügen.

Die Geschichte basiert auf meinen eigenen Erlebnissen der letzten Jahre. Einige Ereignisse und Gespräche habe ich in Episoden zusammengefasst. Alle Orte sind real. Mit Rücksicht auf ihre Privatsphäre habe ich Namen und Charakterzüge der beschriebenen Personen verändert. Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen sind demnach rein zufällig und unbeabsichtigt.

Dieses Buch soll kein Ratgeber zum Auswandern sein. Es ist ein Begleiter, eine Inspirationsquelle für die Reise zu den wirklich wichtigen Dingen im Leben, die jeder für sich selbst definieren muss. Im besten Fall verändert es deine Sichtweisen und Einstellungen und somit auch ein bisschen dein Leben.

PROLOG

Brauche ich das wirklich?

In meiner Hand liegt ein Armkettchen mit einem Anhänger. Ein Vogel, der seine Flügel ausbreitet. Ich sitze auf dem Parkettboden unserer 120 Quadratmeter großen Neubauwohnung in Berlin-Friedrichshain und packe. Zur Abwechslung mal keine Koffer, sondern Kisten für eine Reise, die dieses Mal völlig anders ablaufen wird. Ich kann mir den Anfang und das Ende noch nicht vorstellen. Natürlich bereite ich mich seit Monaten darauf vor und kenne auch das Ziel, aber trotzdem fühlt es sich an wie eine Reise ins Blaue. Eine Fahrt ins Ungewisse, ins Unklare, ins Unsichere. Der Aufbruch in ein neues Leben. Wie oft tritt man den schon an? Und brauche ich dafür ein feingliedriges silbernes Armkettchen mit einem Vogelanhänger im Gepäck?

In den letzten acht Wochen haben wir unseren kompletten Haushalt aufgelöst. Nächtelang saß ich auf diesem Parkettboden, von Kleiderhaufen und Bücherstapeln umgeben, und habe jede einzelne Schublade in der Wohnung komplett geleert. Ich habe mich über die Existenz von Büroklammern aufgeregt, die sich schneller ausbreiten als Bettwanzen, mich gefragt, wie viele Kugelschreiber ein Mensch haben kann, und immer wieder Gegenstände in Kisten mit den Aufschriften »Spenden«, »Verkaufen« oder »Portugal« verstaut.

Zeitweise war unsere Wohnung kaum mehr betretbar, und es herrschte ein chaotischer Ausnahmezustand. Im Flur stapelten

sich die Kartons bis unter die Decke. Die Wäschekörbe mit Kleidern und Büchern reihten sich aneinander wie die Container eines Güterzugs, die darauf warteten, aussortiert oder abtransportiert zu werden. Nur leider glich mein Tempo eher einer regionalen Bimmelbahn.

Dazwischen das Spielzeug meiner Tochter Alma und die Kauknochen von Boris, unserem Hund. Es gab Tage, an denen schien kein Land in Sicht zu sein. Da wusste ich nicht, wie ich neben dem Job und der Vollzeit-Kinderbetreuung Herrin über all die Körbe, Kisten und Möbel werden sollte. Genauso durcheinander wie die Wohnung waren teilweise auch meine Gefühle und Gedanken, nachdem wir so einige Reaktionen von Freunden auf unseren neuen Lebensplan bekamen.

»Auswandern nach Portugal? Wieso das?«

»Fühlt ihr euch da sicher?«

»Und eure Tochter? Das geht ja nur, bis sie in die Schule muss.«

Zum Glück kamen auch andere Kommentare, die Mut machten, und vielleicht gehört es genauso dazu, die Gedanken der anderen auszumisten, wenn sie einem nicht guttun, so wie ich es mit Gegenständen mache.

Das Aussortieren ging mir leicht von der Hand; ich war schließlich geübt. Schon lange Zeit versuche ich, immer weniger zu besitzen und minimalistischer zu leben. Das Problematischste und Zeitaufwendigste daran ist das Loswerden. Klar, ich hätte einfach alle ausrangierten Sachen nehmen und in den Müll kippen können, aber das widerspricht all meinen Wertvorstellungen. Ich wollte jedem Teil, das ich ausgemistet hatte, ein zweites Leben schenken. Ich wollte, dass es nicht umsonst Ressourcen verbraucht hatte, sondern für irgendjemanden da draußen noch einen Nutzen hat. So habe ich Technikkram bei eBay-Kleinanzeigen eingestellt,

Bücher zu rebuy geschickt, ungeöffnete Kosmetikprodukte zu der Hilfsorganisation Die Blauen Engel gebracht und Küchengeräte, Kleider und Spielsachen ins Sozialkaufhaus gefahren. Zu meiner großen Überraschung hat sich herausgestellt, dass mein ganzes Hab und Gut auszusortieren ein Vollzeitjob war, für den man eigentlich acht Monate und keine acht Wochen gebraucht hätte. Und das, obwohl ich schon so oft ausgemistet hatte. Doch wahrscheinlich nicht mit der nötigen Konsequenz und einer Deadline im Nacken. *Heute* ist es so weit. *Heute* müssen wir aus unserer Wohnung raus und sie besenrein für die Nachmieter hinterlassen.

Ich sitze also da, sichtlich erschöpft, und denke mir: Wahnsinn! Wahnsinn, wie viel man besitzt. Wahnsinn, wie viel man besitzt und gar nicht mehr weiß, dass man es besitzt. Und Wahnsinn, wie viel man besitzt, das man eigentlich gar nicht braucht. Über 2000-mal habe ich mir die letzten Wochen die Frage gestellt: Brauche ich das wirklich? 1124-mal habe ich sie mit Nein beantwortet und Dinge losgelassen. Mit jedem Loslassen wurde es mir ein bisschen leichter ums Herz. Wieder ein Teil weniger, um das ich mich kümmern muss. Wieder ein Teil weniger, das meine Zeit und Aufmerksamkeit fordert. Wieder ein Teil weniger, für das ich in unserem neuen Zuhause einen Platz finden muss. Seit ich mich in dem Zusammenhang mit dem Thema Nachhaltigkeit und meinem Konsumverhalten beschäftige, beobachte ich, dass ich mir immer wieder Dinge kaufe, die ich gar nicht brauche. Und stelle immer häufiger fest, wie mich die daraus resultierende Unordnung belastet. Minimalismus lautet das Zauberwort.

Jetzt steht tatsächlich die letzte Schachtel vor mir. Ich habe das letzte Teil in meiner Hand und frage mich zum letzten Mal: Brauche ich das wirklich?

»Was meinst du, Boris?«, frage ich meine fuchsfarbene Fellnase, die mir schon seit Tagen nicht mehr von der Seite weicht. Die ganzen Stapel und Boxen sind ihm nicht geheuer. Tiere haben so sensible Antennen und spüren jede Veränderung. Boris merkt, dass was im Busch ist.

Seine kastanienbraunen Augen schauen mich treuherzig an. Die rosa Nase schnuppert kurz am Armband, um sich zu vergewissern, ob es sich hier vielleicht doch um Nahrung handeln könnte. Dann senkt er desinteressiert seine Schnauze, um weiter zu dösen.

Minimalismus bedeutet nicht – wie viele falsch interpretieren –, dass man in einem leeren Raum nur auf einer Matratze schläft, zehn Gegenstände besitzt und alles weiß und steril ist. Minimalismus hat so viele unterschiedliche Facetten. Für mich bedeutet es, nur Dinge zu besitzen, die ich entweder brauche oder die mir wirklich Freude bereiten. Auf den ersten Blick brauche ich das Armband nicht. Aber auf den zweiten hat es einen unglaublich emotionalen Wert für mich. Die einen haben eine Affirmation am Spiegel hängen, einen positiven Satz, an den sie sich jeden Tag erinnern möchten, ich habe einen silbernen Vogel am Handgelenk, der mich daran erinnert, wie mutig ich sein kann.

Dieses Silberkettchen kaufte ich mir vor sechs Jahren in Neuseeland, nach meinem Fallschirmsprung aus 4000 Metern Höhe über dem Abel-Tasman-Nationalpark. Dieses kleine silberne Federvieh mit ausgebreiteten Flügeln erinnert mich immer daran, dass die Freiheit dort beginnt, wo die Angst endet. Das Loslassen spielt dabei eine wichtige Rolle. Das Loslassen von Kontrolle, Ängsten und Erwartungen. Ich hatte wahnsinnige Angst vor dem Sprung, der Höhe, dem Ungewissen. Schon eine Woche vorher

konnte ich nicht mehr gut schlafen und hatte ein konstantes, nervöses Kribbeln im Bauch. Doch ich wollte da durch. Ich wollte die Angst beherrschen, sie fühlen und aushalten. Letztendlich, als ich nach dem freien Fall wieder Boden unter den Füßen spürte, wusste ich, ich kann alles schaffen.

Es geht im Leben nicht um Angst. Auf den Mut kommt es an.

»Maaaaaama, kommst du?«

Unsere dreijährige Tochter Alma steht in der Eingangstür. Ihre blonde Mähne steht wild vom Kopf ab, und ihr Gesicht ist mit Resten vom Mittagessen verziert.

»Ich will jetzt zum Meer!«, strahlt sie mich ungeduldig an.
»Meer! Meer! Meer! Meer!«

Wenn sie wüsste, dass zwischen uns und dem Meer noch 3000 Kilometer und jede Menge Geduld liegt ...

Mein Freund Paul steht hinter mir, nimmt mich in den Arm und drückt mich fest an sich. Was wir schon alles die letzten Jahre zusammen erleben durften. Es ist ein Geschenk, jemanden zu finden, der am gleichen Strang zieht, der einem den Rücken stärkt und gleichzeitig beschützend die Arme umlegt. So jemand wie Paul.

»Bist du bereit?«, fragt er mich.

»Denke schon«, antworte ich und muss schmunzeln. Paul schnappt sich dann den letzten Karton mit der Aufschrift »Portugal Bettwäsche« aus dem Flur.

Vor dem Haus steht ein Sprinter. Zehn Kartons, ein Mountainbike, ein Laufrad, ein Buggy und zwei Waschbecken für unser neues Haus reisen mit uns. Plus ein silbernes Armband an meinem Handgelenk.

»Alles leer!«, kräht Alma begeistert. »Sind die Koffer gepackt?«

»Scheint so«, antworte ich stolz.

»Yippie.« Ihr schlaksiger Körper breitet die Arme aus und segelt in Kurven durch die Wohnung. Dabei sieht sie mit ihren dünnen Beinchen aus wie ein kleiner Storch, der sich für den Winter auf den Weg in den Süden macht.

»So, los geht's!« Paul verbreitet Aufbruchsstimmung.

Boris flitzt als Erster durch die Wohnungstür, damit wir ihn ja nicht vergessen. Paul geht als Zweiter mit der letzten Kiste, dann der fliegende Storch.

»Ich komme gleich nach!«, rufe ich ihnen nach.

Ich räume die letzten Sachen weg und drehe noch ein letztes Mal eine Runde durch die Wohnung. Diesen Moment will ich für mich allein.

Ja, ich möchte das hier loslassen. Unsere Wohnung. Berlin. Die Großstadt. Deutschland.

Das Sonnenlicht scheint durch die bodentiefen Fenster. Geräusche dringen gedämpft an mein Ohr: das Lachen der Kinder im Innenhof, die Unterhaltung zweier Frauen und das Plätschern des Brunnens. Mit der Ruhe kommt auch die Klarheit, und plötzlich weiß ich wieder ganz genau, was ich will. Einfach so. Ich will das alles nicht mehr. Viel zu lange habe ich an Dingen festgehalten. Es wird Zeit, die Reißleine zu ziehen. Berlin tut mir und uns als Familie nicht gut. Das hier ist unsere Chance. Ich springe. Diesmal nicht aus 4000 Metern Höhe, sondern in ein neues Abenteuer mit der Zuversicht, dass der Fallschirm aufgeht und ich mit beiden Füßen auf dem Boden landen werde. Und wenn nicht: Lieber in einem Jahr wieder hierher zurück als nie weg gewesen.

Ich möchte raus aus der Stadt. Sand zwischen den Füßen, jedoch nicht auf einem Spielplatz zwischen Hochhäusern, sondern am Strand, umgeben von hohen Klippen. Durchatmen und einen Gang zurückschalten. Vielleicht sogar zwei. Ich will nie wieder

Unzufriedenheit mit Konsum betäuben, sondern Langsamkeit im Alltag. Schätzen, was ich habe. Mit Alma zusammen wieder Kind sein und mich über die Welt wundern. Ich will ankommen und nicht ständig aufbrechen. Ich will Zeit für uns als Familie haben und weniger für Social Media. Ich möchte Nachbarn grüßen und mich als Teil einer Gemeinschaft fühlen. Ich will, dass Boris am Strand losflitzen kann und ihn nicht an der Leine durch den Stadtpark schleifen. Ich möchte mich wieder unbeschwert, frei und lebendig fühlen. Ich will weniger und Meer!

Die Haustür fällt langsam ins Schloss, und ich weiß, dass jetzt ein neues Kapitel beginnt. Denn wenn sich eine Tür schließt, dann öffnet sich eine neue.

AUFBRUCH

Wann hast du dich das letzte Mal frei gefühlt?

Vier Jahre früher, Februar 2017.

Berlin, die Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten. Berlin, die Stadt, die ich seit fünf Jahren mein Zuhause nenne. Oder sagen wir lieber: meinen offiziellen Wohnort, denn ich bin mehr Tage im Jahr in der ganzen Welt unterwegs als sesshaft in meinen eigenen vier Wänden.

Es ist Montagmorgen – Rushhour. Berlin gleicht einem wuseligen Ameisenhaufen. Anzugträger mit Schlips und braunen Aktentoffern winken sich Taxen an den Straßenrand, um vom Hotel direkt Richtung Businessstermin zu jetten. Junge Frauen, von Kopf bis Fuß in COS gekleidet, schlendern mit ihrem Coffee to go in der Hand und Handy am Ohr Richtung Agentur. Coole Hipster drehen sich Kippen im Hauseingang. Mütter und Väter bringen hektisch ihre Kinder zur Schule. Lieferanten parken zum Ärger aller anderen mit angeschalteten Warnblinkern in zweiter Reihe. Ich stehe im TXL-Bus, auf dem Weg zum Flughafen. Irgendwo zwischen Turmstraße und Beusselstraße bekomme ich Angst, gleich erdrückt zu werden.

»Zurückbleiben! In drei Minuten kommt der nächste Bus!«, ermahnt der Fahrer die drängelnden Passagiere, die auf Teufel

komm raus noch in den völlig überfüllten Bus einsteigen wollen. Tatsächlich fühle ich mich eher wie in einer Sardinenbüchse als in einem öffentlichen Verkehrsmittel. Die Luft ist stickig, die Riemen meines Rucksacks schneiden sich in meine Schultern – und ich würde am liebsten aussteigen, umdrehen und wieder nach Hause fahren. Paul in seiner Mittagspause im Büro überraschen und ihn zum Essen einladen und mit Boris für einen großen Spaziergang in den Wald fahren.

Paul und Boris, meine zwei Männer, ohne die ich mir mein Leben nicht mehr vorstellen kann und will. Der eine, ein großer, bärtiger Typ, meine große Liebe aus Schulzeiten. Der andere ein geretteter Straßenhund aus Montenegro.

Paul und ich, eine Mischung aus Verstand und Herz, Ruhe und Ungeduld, Genügsamkeit und Abenteuer. Theorie und Praxis. Paul und ich, eine Mischung aus Donuts und Cupcakes, Tee und Kaffee, lieber mal lassen und unbedingt ausprobieren, der Fels in der Brandung und die Feder im Wind.

Das Verrückte ist: Wenn ich über uns nachdenke, dann habe ich nie das Gefühl, dass wir so unterschiedlich sind, denn die für uns entscheidenden Werte und Wünsche passen ziemlich gut zusammen. Wir haben momentan beide den Wunsch, mehr Zeit im Alltag miteinander zu verbringen. Jedes Mal, wenn ich mit Sack und Pack über die Türschwelle schreite, um aufzubrechen, spüre ich zunehmend ein imaginäres Gummiband, das mich zurückziehen will. Paul ist extra für mich von München nach Berlin gezogen, damit wir endlich wieder einmal zusammenwohnen nach vier Jahren Fernbeziehung. Hier sieht er mich jedoch noch seltener als in München.

Das Gefühl habe ich in letzter Zeit öfter. Nicht mehr aufbrechen zu wollen. Nicht mehr den Koffer packen zu müssen. Nicht

mehr die Flugtickets ausdrucken zu müssen. Nicht mehr zehnmal checken, ob ich wirklich alles dabei habe, und trotzdem die ganze Zeit in Panik zu verfallen, dass ich etwas Wichtiges vergessen habe.

Berlin und ich – das war nicht die Liebe auf den ersten Blick. Ganz im Gegenteil. Eigentlich wollte ich nie in diese Stadt, und wenn es mich dann doch hierher verschlagen hat, dann leider nie mit einem Happy End.

Nach dem Abitur wollte ich Schauspiel studieren, und zum Glück haben mich meine Eltern immer bei allen Ideen unterstützt. So kam es, dass wir für ein Wochenende in die Hauptstadt reisten, damit ich bei der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch vorsprechen konnte – *der* Schauspielschule schlechthin. Ich wurde jedoch – nicht sonderlich überraschend – abgelehnt.

Das zweite Mal hat mich ein Freundinnenwochenende nach Berlin gebracht. Dort hatten wir uns jedoch so gestritten, dass nach einem Konzertbesuch unsere Freundschaft zerbrach.

Beide Male bin ich heulend durch die Stadt gelaufen, ohne dass es jemanden interessiert hätte. Ich liebte diese Anonymität. Die Gleichgültigkeit meiner Mitmenschen faszinierte mich. Die Nachbarn nicht grüßen müssen, weil sie schneller wieder ausgezogen waren, als ein offener Joghurt im Kühlschrank schimmelt. Mit gesenktem Blick durch die Straßen gehen. Für sich sein – mit Millionen anderen. Ich wollte frei sein, und Berlin war die pure Freiheit. Wo sonst kann man noch um siebzehn Uhr aus der Frühstückskarte bestellen, bis zum Sonnenaufgang am Montagmorgen tanzen und dann zum See fahren, um den Schweiß der Nacht im kühlen Wasser abzuwaschen? Viele Leute treffen, aber sich auf niemanden festlegen. Unverbindlich sein. Frei sein. Alles, was ich

damals wollte, hat mir Berlin gegeben. Also zog ich in die Hauptstadt.

Irgendwann reichte mir das Gefühl nicht mehr. Ich wollte noch freier sein und die Welt entdecken. Meinen goldenen Berliner Käfig verlassen und alle sieben Kontinente bereisen.

Gesagt, getan. Seit vier Jahren bin ich nun schon hauptberuflich Reisebloggerin – ein Job, den viele als ihren absoluten Traum bezeichnen würden. Japan, Florida, Seychellen, Island, Korfu und Chile sind nur wenige der Reiseziele, hinter die ich einen Haken setzen kann.

Ich hatte die ersten Jahre in Berlin eine kleine Wohnung, die ich die meiste Zeit vermietet hatte, denn die Welt war mein Zuhause. 40 Länder in vier Jahren. Ich bloggte über sie in meinem digitalen Reisemagazin, drehte Videos von Destinationen für Kunden, nannte mich »Content Creator« und machte mein Hobby zum Beruf.

Nach vier Jahren rastlosen Reisens bin ich nun leider nicht mehr glücklich. Dabei sollte ich es sein. Was ich bisher alles erleben durfte, ist ein unglaubliches Privileg. Diesen Lifestyle würden sich Tausende wünschen: Immer unterwegs sein, in den schönsten Hotels aufwachen, jeden Tag ein volles Sightseeingprogramm. Ich sollte das alles so lange wie möglich genießen und jeden Tag dafür dankbar sein.

Aber es geht nicht mehr.

Manchmal haben sich Träume ausgeträumt. Ich sehne mich danach, einen Ort zu finden, an dem ich stillstehen kann, ohne stehen zu bleiben. Ich möchte mich wieder frei fühlen. Doch wie fühlt sich das jetzt an? Berlin kann mir dieses Gefühl nicht mehr geben. Im Gegenteil. Ich fühle mich mittlerweile zwischen den Hochhäusern eingeeengt und überfordert von dem Angebot an

Möglichkeiten, sodass ich eigentlich gar nichts mehr in der Stadt unternehme, sondern fast jedes Wochenende nach Brandenburg aufs Land fahre, um ein bisschen Weitsicht wiederzugewinnen und den Kopf freizubekommen.

Ich war eigentlich immer ein Mensch, der auf sein Bauchgefühl gehört hat, der sich immer wieder gefragt hat: Habe ich wirklich Lust darauf? Macht mich das noch glücklich? Und obwohl der Bauch immer öfter Nein gesagt hat, mal mehr, mal weniger laut, habe ich einfach weitergemacht.

Zu meinem Bauchgefühl gehören auch meine Werte. Werte sind für mich das im Leben, was mir gerade am wichtigsten ist. Nach meinen Werten zu leben, gibt mir Halt und Orientierung, denn dann fällt es mir einfacher, Entscheidungen zu treffen. Sie geben mir Selbstvertrauen, weil ich weiß, für was ich stehe und was ich möchte. Wie meine großen Träume und Visionen aussehen. Werte sind wie gute Freunde: Sie begleiten mich durch mein Leben. Doch beide habe ich momentan irgendwo auf dem Weg verloren, meine guten Freunde und meine Werte. Ich war immer getrieben von Neugier und Abenteuerlust auf meinen Reisen. Wenn ich mir jetzt Zeit nehme und ganz ehrlich in mich hinein- höre, dann wünsche ich mir momentan nichts lieber, als anzukommen und in Ruhe durchatmen zu können. Ein Leben ohne Flugdaten und Deadlines.

Eine Auszeit.

»Flughafen Tegel, Endstation. Bitte alle Fahrgäste aussteigen!«

Die Menschenmasse schiebt sich langsam Richtung Tür. Endlich wieder Platz und frische Luft. So frisch wie die Luft mit der Feinstaubbelastung in einer Großstadt eben sein kann. Obwohl

ich mich eigentlich beeilen müsste, nehme ich erst einmal meinen Rucksack ab, setze mich auf eine Bank im Terminal und atme tief durch. Ich beobachte die vorbeischwirrenden Reisenden und ziehe meine Füße zurück, damit sie nicht von den Rollkoffern überfahren werden. Obwohl der Rucksack neben mir steht, spüre ich noch etwas Schweres auf meinem Rücken. Da sitzt sie wieder, wie eine schwarze Katze auf den Schultern, meine »Reisemüdigkeit«. Die meisten haben vor jeder Reise eine unendliche Vorfreude, die wochenlang vorher beginnt. Meine Euphorie auf neue Abenteuer nimmt kurz vor der Abreise mittlerweile eine drastische Wende. Ich habe dann einfach keine Lust mehr, möchte meinen Koffer nicht packen, sehe es als größte Herausforderung an, mein Flugticket auszudrucken, und sitze mit einem Gesichtsausdruck wie drei Tage Regenwetter auf dem Sofa. Richtig schlimm wird es dann, wenn ich mich auf dem Weg zum Flughafen befinde. Ich überlege mir dreimal, ob ich nicht umdrehen und alles abblasen soll, und sehe aus, als würde ich zu meiner Hinrichtung fahren und nicht ins Paradies. Diese Reisemüdigkeit, die sich manchmal anfühlt wie eine depressive Verstimmung, kam schleichend, und erst habe ich gar nicht verstanden, was mit mir los ist. Bis mir irgendwann klar wurde: Ich will einfach nicht mehr. Es ist mir nicht nur körperlich, sondern auch mental zu anstrengend, ständig Abschied zu nehmen und unterwegs zu sein. Dazu die Angst. Die Scheißangst. Die Scheißdrecksmistangst, dass wieder etwas passieren könnte, wenn ich weg bin. Ich male mir die absurdesten Geschichten aus. Wenn Boris bei meinen Eltern ist, könnte er nachts im Weg liegen, meine Mama könnte über ihn fallen und sich das Genick brechen. Oder wenn mein Papa rückwärts aus der Garage fährt und Boris vielleicht im toten Winkel steht und er ihn nicht sieht, könnte er ihn überfahren.

In meinen schlimmsten Fantasien gehen meine Eltern mit dem Hund im Wald spazieren, und es kommt ein Wildschwein, das erst den Hund und dann meine Eltern auffrisst. Ich bin so in meiner »Was-wäre-wenn-Welt« gefangen, dass ich mit Angstscheuklappen durch den Tag renne.

So absurd wie sich das mit dem Wildschwein vielleicht anhört, ist es nämlich leider nicht.

Vor drei Jahren gab es einen Moment, den ich nie vergessen werde. Ich saß im Zug Richtung Hamburg Flughafen, um dort die Maschine nach Sri Lanka zu nehmen, als mein Handy plötzlich klingelte. Die Dogwalkerin von Boris war am anderen Ende und erklärte mir kurz und eindringlich, dass ich sofort umdrehen und zurück nach Berlin kommen sollte. Boris wurde von einem Wildschwein angegriffen. Und sie wüssten nicht, ob er es überleben würde.

Stocksteif saß ich da. Jeder Hundebesitzer weiß genau, wie ich mich nach diesem Anruf gefühlt habe. Alle anderen können es sicher erahnen oder sich einfach vorstellen, es wäre nicht ein Hund, sondern ein Familienmitglied, das von einem Wildschwein angefallen wurde. Ich war irgendwo im Nirgendwo mit der Nachricht, dass mein Hund vielleicht stirbt, und konnte nichts machen. Ich habe angefangen die Reise abzusagen, habe Paul angerufen, der vom Büro aus sofort zum Tierarzt gefahren ist, bin ein paar-mal in Tränen ausgebrochen und wurde zum Glück von allen Zuginsassen ignoriert. Die Zeit zog sich wie Kaugummi.

Schon allein der Gedanke, dass ich ihm nie wieder durch das weiche Fell fahren könnte, dass mir seine weiche Zunge nicht mehr über die Wange fahren und mich die rosa Nase nie mehr anstupsen könnte, hat mich fast umgebracht.

Nach einer bangen Stunde habe ich von Paul endlich die Nach-

richt bekommen, dass Boris lebend beim Tierarzt angekommen sei und jetzt operiert würde. Dann erzählte er mir, was passiert war.

Boris war mit seinem Rudel im Hundenauslaufgebiet unterwegs gewesen. Die Hunde hatten das Wildschwein im Gebüsch anscheinend nicht gerochen, weil der Wind vermutlich aus der falschen Richtung gekommen war. Als der Keiler von den spielenden Hunden erschreckt davonlief, hatte ihm Boris wohl im Weg gestanden. Falscher Ort zur falschen Zeit. Der Keiler hatte seine Zähne in Boris' Brust gerammt und ihn zu Boden gedrückt. Die Zähne hatten seine Arterie in der Achsel durchtrennt, sodass das Blut nur so geflossen war. Wahrscheinlich hätte der Keiler auch noch ein zweites und drittes Mal zugestoßen, wenn nicht Ares, der größte Hund in der Gruppe, auf das Schwein gesprungen wäre und es vertrieben hätte. Und auch wenn das eine schreckliche Geschichte ist, wird mir immer wieder bewusst, wie viel Glück im Unglück wir hatten. Dank Ares hat das Schwein nur einmal zugestoßen, und der Rest des Rudels ist verschont geblieben. Es lag Schnee, so konnte die Wunde gekühlt werden, und das Blut floss langsamer. Nina, die Dogwalkerin, wusste sofort, was zu tun war. An diesem Tag war sie zum Glück nicht allein unterwegs, und ein anderer Hundebesitzer konnte das Auto holen, damit sie zur Tierärztin fahren konnten, die nur fünf Minuten entfernt gewesen war. Jedes Mal, wenn ich daran denke, laufen mir die Tränen, weil Boris so viel Glück gehabt hatte und ich bis heute so dankbar dafür bin. 20 Minuten später wäre er ohne Behandlung verblutet.

Ich glaube, dass jeder eine Schicksalsliste im Leben hat. Dinge, die auf einen im Leben warten. Die man durchstehen und vor allem überstehen muss. Wenn auf Boris' Schicksalsliste gestanden

hat, dass er einmal von einem Wildschwein angefallen werden muss, dann war es damals der beste Zeitpunkt. Denn wenn ich allein mit ihm unterwegs gewesen wäre, dann hätte er das bestimmt nicht überlebt. Ich habe keine Erste-Hilfe-Ausbildung, ich hätte nicht gewusst, wie ich ihn richtig hätte erstversorgen müssen. Und vor allem hätte ich keinen weiteren Hund dabeigehabt, der das Wildschwein vertrieben hätte.

Glück im Unglück nennt man das. Es wurden keine Organe und keine Sehnen oder Muskeln verletzt. Die Wunde ist trotz der Bakterien am Keilerzahn gut verheilt. Als Boris' Kampf dann zum Glück zu Ende war, begann meiner. Das ungute Gefühl vor jeder Reise, dass wieder irgendetwas passieren könnte, ist nun mein ständiger Begleiter. Ein Stück Leichtigkeit ist dadurch auf der Strecke geblieben. Wenn man jemanden fast verliert, wird einem oft erst klar, wie wichtig dieses Lebewesen ist.

Boris bedeutet mir so viel. Er ist mein bester Freund, mein Anker und mein Ruhepol. Wenn ich morgens aufstehe und in seine Augen schaue, dann ist alles gut.

Ich sitze immer noch auf der Bank im Terminal und denke mit Tränen in den Augen an den erneuten Abschied heute Morgen von Paul und Boris. Ich will Berlin nicht verlassen, aber hier in der Stadt bleiben will ich auch nicht mehr. Plötzlich fällt mir auf, dass ich trotz der 1000 Möglichkeiten, die es in der Stadt gibt, noch nie in einem Berliner Theater war. Und nur in zwei von mehr als 175 Museen. Brauche ich dieses Überangebot an Freizeitaktivitäten? Wenn nein, was brauche ich dann? Wie will ich leben und wo? Heute ist wohl der Tag der 1000 Fragen, die plötzlich hochkommen, denn ich frage mich auch, wann ich mich das letzte Mal so richtig frei gefühlt habe. Dieses Gefühl, nachdem ich mich wieder